

100 000 Mann-Deer stehen nicht weniger als 1,10 Millionen Mann im Osten und Westen gegenüber, und es ist jetzt an der Zeit, mit Nachdruck darauf hinzuwirken, daß Deutschlands Sicherheit bedroht ist und daß es Innenhaltung des Verfalltes Dringendes auch da fordert, wo es zum Vorteil Deutschlands ist.

den Deutschen jede Weisheitsberechtigung unumgänglich gemacht.

Die Wahlkreise für die deutsche Partei in Brandenburg und Pommern sind für ungültig erklärt worden, deutsche Druckereien werden zerstört, Zeitungen werden verboten, Vertreter der deutschen Parteien unter den Augen der Polizei mißhandelt und zu Boden geschlagen, Wahlveranstaltungen werden unumgänglich gemacht.

ringert, Kartelle durchbrochen werden! Möglich können wir auf rauchende Fische, von denen in der „Zeitung“ eine das andere ableicht, verzichten, können sogar öffentlich zur Einschränkung mahnen. Nur das eine können wir nicht oder konnten jetzt nicht, die dazu berufen waren, endlich mit aller Offenheit gegen die unerträglichen Verhältnisse zu protestieren, in denen wir die Wurzel allen Übels zu suchen haben.

Sanierungsplänen des Reiches und Verabschiedung.

Selten der Reichsregierung ist in allen ihren Verlautbarungen zum Ausdruck gebracht worden, daß die Entspannung durch eine Entlastung der Wirtschaft auf dem Wege der Senkung der Zinslasten und der Preis-herabsetzung werden müsse.

Persönliche Mitteilungen

Wir bitten unsere Mitglieder, und sei es nur geistlich, sie es durch möglichsten schneidigen Beitrag zur Unterstützung der verfallenen Angelegenheiten, die für die Allgemeinheit von Interesse sind, unterstützen zu wollen.

Es ist verstorben: Wilhelm Franz, Reuterstraße 2, Bez. Gr. Westfalen-Lüb.

Kolof Engler †

Am 10. Oktober starb der Gehilfe des regierenden Prof. Dr. Heinrich Gustav Kolof Engler im Alter von 80 Jahren. Sein Name ist nicht nur in Botanikerkreisen wohl bekannt, auch im Gartenbau wissen wohl die meisten, wer Engler war.

Eine besondere Freude war es ihm zu erfahren, daß der Reichsverband des deutschen Gartenbauers e. V. vor Jahren den Entschluß faßte, den Namen des Handelsgärtner im Sinne der ersten Forderung zu ändern und dem durch D. Kunze (A. Boh.) vermehrten Bierwurz abzuhelfen.

Der Lebenslauf des Forschers läßt sich nicht in kurzen Worten darstellen. Allein die Aufzählung seiner Werke und der ihm überhäuften Ehrungen beanspruchten großen Raum. Die wichtigsten Daten sind: Geboren 25. März 1844 in Sagan (Schlesien), 1863 bezog er die Universität, promovierte 1869; zuerst Gemeindeforster, wurde er 1871 nach München berufen als Assistent des Direktoriums.

Am 1. Oktober konnte die Firma Raubold in Altenburg, S.-A., Grüntaler Weg, ihr 50jähriges Jubiläum feiern. Der Gartenbaubetrieb wurde feierlich von Theodor Raubold begründet, der schon in jungen Jahren Mitglied des Verbandes der Handelsgärtner wurde und heute zu den ältesten Mitgliedern des Reichsverbandes zählen dürfte.

Der Landverband Thüringen bricht noch nachträglich Theodor und Willy Raubold die herzlichsten Glückwünsche aus.

J. A. Koch, Saalfeld.

Am 1. Oktober waren 50 Jahre vergangen, daß Arthur Miltzer in Schneidwitz den Grundstock zu der heute noch bestehenden Baumschule legte. Von Anfang an hatte er mit der Baumschule eine Abteilung für Gartengestaltung verbunden. Nach einem durch Hochwasser verursachten schweren Rückschlag im Jahre 1883 entwickelte sich der Betrieb immer mehr und mehr.

Am 15. Oktober verließ uns zu unserem Bedauern unser lieber Herr, der frühere Stadtpfleger von Reicholz, Fritz Hutemann, um nach Danzig zu gehen. Er war Mitbegründer unserer Bezirksgruppe Reicholz-Schwerin, hat nie zu einer Verammlung gefehlt und trat stets für die Interessen unserer Berufs- und Verbandes ein.

daten im Sinne der neuen Regierung zur Ruhe an, zum Gehorsam zu ermahnen.

Die Soldaten mühen sich. Nach kurzer Beratung erklären sie sich einmütig.

Am nächsten Tage wird das Frontgebet mit Aufrufen des Soldatenrats überwunden, in denen es aufgeführt wird, in Ordnung heimzumarschieren und sich geschlossen hinter die neue sozialistische Republik zu stellen.

Die Soldaten an der Front lesen die Ermahnungen, halb erlautet, halb belächelt. Vier Jahre lang haben die da hinten als Buchsen und Pfeilspitzer und Schreiber herumgehungen und gute Tage gehabt.

11. November. — Zu Ende die Bahn des deutschen Heeres. Zu Ende der blutige, hoffnungslose Weg, den die letzten Getreuen seit dem 8. August 1918, dem Tage des Verhängnisses, gegangen sind.

Zu Ende für die, die übriggeblieben sind, das Leben in gemahlter, schmerzender Erde. Der Augenblick naht, in dem sie sich wieder aufrichten können, ohne daß ihnen das Blut ins Gehirn fließt, in dem sie wissen werden, daß sie leben und die Heimat wiedersehen.

Sie hocken in ihren Erdhöhlen, heben in alter Gewohnheit das Gewehr, duden sich, wenn eine Granate heulend herüberkommt und schießen in tiefer Vermunderung, wie sinnlos das ganze Geschicks bereits geworden ist.

Langsam rückt die letzte Stunde. Auf dem unruhlichen Schlachtfeld zwischen der Nordsee und dem Rhein wird es still. Unmerklich fällt nachts die Leberung zwischen Krieg und Waffenstillstand.

Sie stehen auf ebener Erde, umgeschickt und fast verlegen, leben in stumpfer Reue in das feindliche Land hinüber, leben zum ersten Male im Lichte des Tages weithin die eigenen und die feindlichen Linien, können sich nicht genug wundern über die vielen Menschen, die plötzlich auf der anderen Seite das Feld bedecken. Sie hören sie auf den brausenden Jubel, der sich drüben erhebt, hören in sich hinein, es jetzt auch die ihren die Freunde am wiedergeöffneten Lebensaufzuge.

Der Leutnant legt ihnen, daß der Kaiser abgehakt habe und nach Holland gegangen sei, daß in der Heimat die Revolution gelte habe und die sozialistische Republik ausgerufen sei. Sie bleiben stumm und sehen dem Leutnant nach,

der wieder in seine Erdhöhle kriecht, als wollte er sich verdecken und sie wundern sich, daß das alles so wenig angeht.

Der Hauptmann kommt über das Feld. Er erscheint merkwürdig groß, wie er sich frei und offen zwischen den Trichtern bewegt. Die Soldaten stellen sich krampf hin, Krammer, als es in letzter Zeit üblich war. Aber der Hauptmann merkt es kaum, er hat es eilig, blüht nicht rot und nicht links.

Die Offiziere sitzen zusammen. Der Hauptmann sagt, es sei Befehl vom Regiment gekommen, man müsse in jeder Kompanie Vertrauensleute wählen, die in allen wirtschaftlichen und sozialen Fragen zur engen Mitarbeit heranzuziehen seien.

Einer von den Leutnants lacht laut auf. Ein anderer meint die da hinten hätten jetzt wohl ganz den Verstand verloren und sie könnten so viel befehlen. Der dritte fragt, ob sich Hindenburg denn das alles gefallen lasse.

Der Hauptmann erwidert, daß sei so gerade das Wertwichtige, daß der Name Hindenburg unter dem Befehl stehe, und es heiße noch weiter in ihm, daß der Kaiser dem Feldmarschall den Oberbefehl über das Heer übertragen habe, und daß er auf seinem Posten ausfallen werde, und daß alle Offiziere und Mannschaften moralisch verpflichtet seien, ihre mit Recht bestehenden Gewissensbedenken bezüglich des seiner Majestät gleichzeitigen Föhrenbildes zurückzuführen und unvermindert ihre Pflicht zu tun zur Rettung des Vaterlandes vor Bolschewismus und Bürgerkrieg.

Eine Zeitlang ist es still.

Ein junger Leutnant fragt: „Verstehen Herr Hauptmann das denn alles?“

Der zweite die Schultern.

„Ich weiß nur, daß der Bogen überbunden worden ist und daß er jetzt bricht. Die Flotte hat gemeutert, und in der Etappe geht es drunter und drüber, und in der Heimat ist Revolution.“

„Dann müssen wir Frontsoldaten eben Ordnung schaffen“, schreit der junge Offizier. Im plötzlichen Nervenzusammenbruch laufen ihm Tränen der Wut über die Waden. Er sammelt, er habe dem Kaiser Treue geschworen, und keiner werde ihn umringen, die Revolution in seiner Kompanie einzuführen.

Niemand antwortet etwas.

Nach einer Weile legt der Hauptmann: „Vorläufig distanzier der Feind nach das Gesch. Wir marschieren mit unseren Leuten zusammen nach Danks; ob mit oder ohne Soldatenräte, ist im Grunde genommen ziemlich gleichgültig. Wenn wir erst in der Heimat sind, wird sich alles weitere schon finden.“

„In meiner Kompanie gibt es keine Soldatenräte“, rucht der Leutnant.

„Sie werden das tun, was ich befehle“, erwidert der Hauptmann ruhig. „Das müde noch schlimmer, wenn wir Frontsoldaten jetzt auch noch anfangen würden zu meutern.“

Der Leutnant läßt seine Kompanie antreten. Bierzig Mann sind es noch, alles in allem. Es wäre Befehl da, daß Vertrauensleute gewählt werden sollten, und er schloge den Unteroffizier L. den Befreiten P. und den Musikleiter J. vor. Ob ihnen das recht sei.

Schweigen.

Wenn sie andere haben wollten, sollten sie es ruhig sagen. Und wenn sie eine richtige Wahl machen wollten, so habe er auch nichts dagegen.

Die Leute schütteln die Köpfe. Nein, es sei ihnen recht so, und es solle ruhig so bleiben.

Hinterher sagt einer, es sei doch nicht ganz richtig, wie der Leutnant es gemacht habe. Aber sie hören kaum hin. Dann hängt ein anderer an zu rechnen, wieviel Tage man noch bis Weihnachten habe und wie weit es bis zum Rhein wäre, und ob es wohl zu schaffen sein würde mit dem Marchieren. Da kommt in die grauen Gesichter zum erstenmal ein wenig Freude und ein Schimmer von Freude. Sie fangen an herumzulachen und zu kramen und zu paden, und es verbreitet sich eine seltsame, warme Aufregung.

Zu wandern beginnt das ganze Heer, zu wandern der Heimat zu, gedrängt, gehetzt vom Haß der Feinde; vorwärtsgerichtet durch erbarungslose Befehle hochfahrender Sieger. Wehe, wenn irgendeine Störung, ein Halt entsteht, wenn die Bedingungen nicht erfüllt werden. Dahn last ist diese „Gnade“ des Aufzuges. Lachen soll die Welt, wenn das „unbesiegbare deutsche Heer“ um sein Leben rennt, während 10 Millionen Franzosen, Engländer und Amerikaner im Anschlag stehen. Wären die deutschen Generalstabsoffiziere noch einmal zeigen, was sie können, mögen die unermüdlichen Musikleiter noch einmal marschieren, wie sie noch nie marschiert sind.

Das zum Jerrischen gespannte Reg eng zusammengebrängter Menschen, Kanonen, Kolonnen, Parks zwischen Antwerpen und Basel beginnt sich am 13., 14. und 15. November zu lockern. Die Strazüge zum Rhein bedecken sich mit selbigen Menschen, mit Pferden und Wägen. Endlos, endlos der Zug. Schweigend Worten die letzten, mit dem gleichen Gesicht der Wehrlosigkeit einem übermächtigen Schicksal gegenüber, wie sie es all die Jahre hindurch im Schützengraben gehabt haben.

Aber zwölf Stunden vor der festgesetzten Zeit ist das gesamte deutsche Heer im March. Ritter ist der Weg, wenn östliche Gesichter die Straßen säumen, wenn belgische und französische Fahnen von den Dächern flattern und hundert Glocken den Sieg der Feinde einläuten. Bitterer noch ist es für einen christlichen Soldaten, wenn der belgische Händler zum Dwaufener schleicht und grinsend fragt, ob man ihm nicht Pferde, Revolver, Gewehre, Schuhe und Brot verkaufen wolle, wie die Kameraden von der Etappe es getan hätten, die sich die Kolonnen von den Wägen reißen, die Magazine geplündert und alles, was sie nicht

mitnehmen konnten, verschleudert hätten, die mit flatternden roten Fahnen auf Luftkissenwagen davongeraut seien, als ob der Teufel hinter ihnen sei.

Einmal ist auch dieser Wartenweg zu Ende, einmal wird der Schritt getan hinüber auf deutsche Erde. Langsam heben sich die Köpfe, und wenn der Blick auf Gesichter trifft, so sind es deutsche Gesichter, und wenn sich Hände entgegenstrecken, so bieten sie nicht schamlos fremdes Geld für gute deutsche Waffen, sondern sie heißen mit hartem schmerzlichen Druck die Männer willkommen, die ihnen Danks und Hof geschätzt haben.

Fahnen fliegen in der frischen, kalten Novemberluft den Wanderern voraus, wirttembergische Fahnen, bayerische Fahnen, badische Fahnen, sächsische Fahnen und daneben immer die deutsche Fahne. Delmatogefühl. Langsam erwärmt sich das Herz.

Marchieren... marchieren... Wie ungeheure Haufen kriechen die entlohenen Kolonnen, gleichen hier sich zusammen, dehnen dort sich auseinander in ununterbrochener, bei Tag und Nacht nie ganz erklarer Bewegung. Für jeden Mann ist die Stunde erdichtet, ist der Platz bestimmt, wo er ruhet, wo er ist, wo er schläft. Den kleinsten Fehler in der Marchdisposition der Führer, die geringste Unpünktlichkeit der Truppe können Tausende mit Hundlangem Warten, mit mangelndem Schlaf, mit leerem Magen. Niemand hat sich ein Uhrwerk aus Menschen so kunstvoll, so pünktlich bewegt.

Stammend kehrt's der Feind. Steht zum Sprunge gebückt, erfindet Schwierigkeiten, findet neue Auslegungen, um die unartig bemessene Frist noch um einen halben Tag und dann noch um einen Tag zu längen. Umsonst. Das Lachen der Welt wird hoch.

Stell sind die Straßen über das hohe Senn, über die Hügel und über den Dunst. Wägen schleppen die ausgemergelten Esel die schwerbedeckten Wägen, insiden ein, führen zu Boden. Wägen schreiten die Männer, denen die Glieder im Graben heiß wurden, tragen die Gewehre, die nutzlos geworden sind, führen die Kameraden, deren Fäße blutig sind. — Gott hat Erbarmen. Es fällt kein Regen, es fällt kein Schnee.

Und endlich, endlich ist die Höhe erreicht, geht es bergab, tauchen in nebliger Ferne die uralten heiligen Dome auf. Speyer, Worms, Mainz, Köln; erglänzt das Alberne Band des Rheins. Und jenseits liegt das freie Deutschland. — Entronnen der Gefangenschaft, entronnen der Lüge des Zufalls, entronnen all den unberechenbaren Wägen, denen der Soldat jahrelang wehrlos ausgeliefert war. Langsam zerfließt das furchtbare Antlitz des Krieges, und mit ungeheurer Erschütterung steigt jetzt endlich die Gemütsheit empor, daß das Leben wiedergeschaut ist.

(Fortsetzung folgt.)